

btb

Buch

Wenn Midas Dekkers beschreibt, woraus wir Menschen bestehen, dann hört sich das so an: Wasser für 60 Kannen Kaffee, Phosphor für 50 Schachteln Streichhölzer, genug Eisen für einen Nagel, ausreichend Kalium für eine Rolle Zündplättchen, so viel Kalk, daß man damit einen Hühnerstall weißeln könnte. Eine Erkenntnis, wie sie für den holländischen Biologen typisch ist – lehrreich, verblüffend pragmatisch, unterhaltsam und wissenschaftlich einwandfrei. In einer Zeit, die dem Jugend- und Gesundheitswahn huldigt und sich in ihrem optimistischen Fortschrittsglauben durch nichts beirren läßt, mag Dekkers mit seinem Loblied auf die Vergänglichkeit wie ein Rufer in der Wüste wirken. Allerdings keiner, der uns Ernst und Tragik predigt, sondern uns amüsiert, der uns bittere Wahrheiten mit heiterem Ingrimms serviert und uns die Augen öffnet für die Würde und auch die Schönheit von Alter und Verfall.

»Jeder will alt werden, keiner will es sein«, sagt Dekkers und zeigt, zu welchen Verrenkungen Menschen bereit sind, um dem Altwerden zu entgehen. Seine Erzählungen reichen von ägyptischen Mumien bis zu Dolly, dem Schaf, von Moorleichen bis in die Glamourwelt Hollywoods. Kein Wunder, daß Dekkers vom Restaurieren nicht viel hält und statt dessen die Romantik von Ruinen, die Patina alter Bauwerke preist. Kein Wunder auch, daß er sich Umweltschützern gegenüber skeptisch zeigt. »Die Natur steht niemals still«, hält er ihnen entgegen. »Leben, das heißt vor allem, die Zeit wirken lassen.«

Autor

Midas Dekkers, geboren 1946, ist der bekannteste und populärste Biologe Hollands und gleichzeitig einer der begabtesten holländischen Essayisten. Seine Bücher sind Bestseller, seine Hörfunk- und Fernsehsendungen sind äußerst beliebt { viele sehen in ihm den »Grzimek der Niederlande«. Den internationalen Durchbruch erreichte er mit »Geliebtes Tier« (1994).

Midas Dekkers

An allem nagt der Zahn der Zeit

Vom Reiz der
Vergänglichkeit

*Aus dem Niederländischen
von Ute Hempen*

btb

Originaltitel: De vergankelijkheid
Originalverlag: Uitgeverij Contact, Amsterdam/Antwerpen

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

btb Taschenbücher erscheinen im Goldmann Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Bertelsmann.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Januar 2001

Copyright © 1997 by Midas Dekkers

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1999

by Karl Blessing Verlag, München

in der Verlagsgruppe Bertelsmann GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Wolf Huber

KR · Herstellung: Augustin Wiesbeck

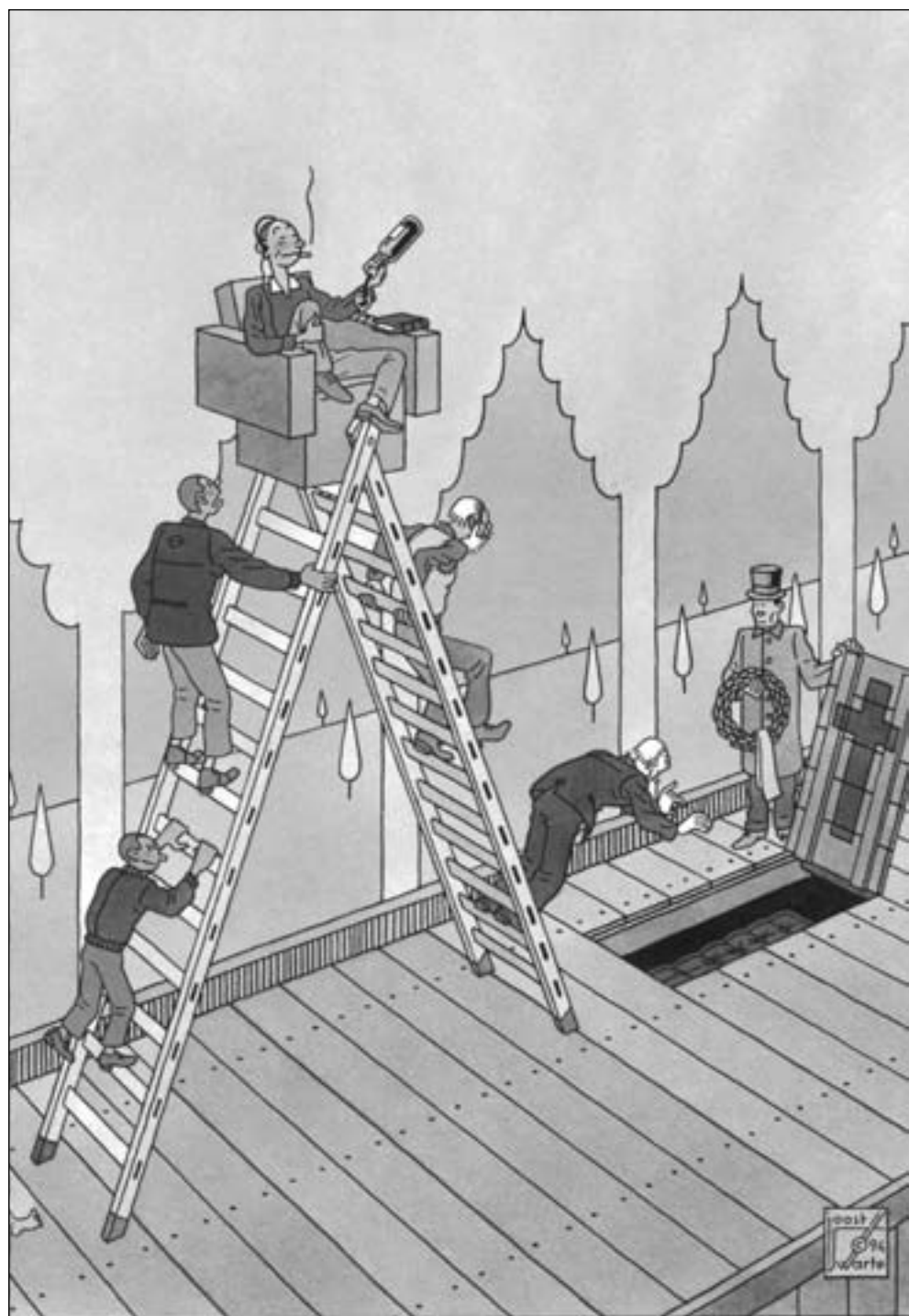
Made in Germany

ISBN 3-442-72725-5

www.btb-verlag.de

Inhalt

- 1** Die Lebensleiter 7
 - 2** Die romantische Ruine 33
 - 3** Das große Zerbröckeln 65
 - 4** So gut wie neu 99
 - 5** Alter Samen 129
 - 6** Der Zahn der Zeit 153
 - 7** Staub und Asche 181
 - 8** Souvenirs 205
 - 9** Das ewige Leben 235
 - 10** Verfall oder Erfüllung? 263
- Literatur 283
Bildnachweis 293
Register 297



1

Die Lebensleiter

Wir wissen genau, was wir wollen. Wir wollen vorwärtskommen, weiter und weiter, aber auch höher, an die Spitze. Oben ist es nämlich besser, oben sitzt man am besten.

Oben ist der Himmel, unten die Hölle. Durch einen einzigen Fall werden aus Engeln Teufel. Aber auch auf Erden sollte man oben sein. Vögel fliegen hoch und scheißen nach unten. Indem man die Welt auf den Kopf stellt, bringt man sie am meisten durcheinander. Auch bei uns ist das so. Kopf und Herz gehören nach oben, dort wird gedacht und geliebt, unten im Körper nisten dunkle Lüste, und dampfende Reste werden abtransportiert. Während Kopf und Herz von der wahren Liebe träumen, will das Geschlecht eine Runde vögeln. Sinkt der Körper, erschöpft von seinem zerrissenen Dasein, endlich in die Erde, wo Engerlinge und Asseln ihn umringen, fährt die Seele als Taube gen Himmel. Dieses polare Weltbild erklärt den unbändigen Drang vieler Menschen, unter Gefahr für Leib und Leben einen Berg zu besteigen: nicht, weil es ihn gibt, sondern, weil er hoch ist. Gipfel sind da, um erreicht zu werden.

Menschen betrachten das Leben als Leiter, die schrittweise erklommen werden will, Stufe um Stufe, je höher, desto besser. Von daher sollte man erwarten, daß auf der Leiter nur Gerangel herrscht, daß Ellbogen zum Einsatz kommen, andere hinabgestoßen und Sprossen durchgesägt werden. In Wirklichkeit gehen die Karrieristen in Schule und Büro recht friedlich und kollegial miteinander um, und die Menschen, die sich unten befinden, sind nicht unzufriedener als die in der Mitte oder oben. Eine Karriere ist nicht per se ein Aufstieg, sie ist einfach eine *carraria via*, eine Fahrstraße, und die kann überallhin führen.

Um an die Spitze zu kommen, muß man eine Leiter erklimmen. Das heißt aber nicht, daß Leitern ausschließlich diesen Zweck haben. Gesellschaftliche Leitern dienen vor allem dazu, dort sitzen zu bleiben, wo man sitzt. Dank der Leiter kennt jeder seinen Platz, was bei Hühnern gut zu beobachten ist. Bei Hühnern gibt es eine Hackordnung. Das Oberhuhn ist daran zu erkennen, daß es das einzige ist, nach

dem kein anderes hackt. Huhn Nummer 1 hackt auf Huhn 2, 3, 4 und so weiter ein. Ein Huhn in der Mitte der Hierarchie, sagen wir Nr. 50, wird von Nr. 1–49 gehackt und hackt selbst nach 51–100. Zumindest könnte es so sein. Wenn nun ein Huhn wirklich nach allen Hühnern unter sich hacken würde, hätte es keine Zeit mehr, Eier zu legen. Ein Oberhuhn, das tatsächlich auf alle Hühner im Hof einhackt, ist schnell zu müde, um die Spitze zu verteidigen. In der Praxis hackt Nr. 1 nur die zweite Ebene, und Nr. 35 braucht sich nur mit den nachfolgenden Dreißigern zu beschäftigen. Dank der Leiter hat man sich nur mit den Sprossen zu befassen, an die man herankommt; Leitern sind nun einmal dazu da, daß man kleine Schritte macht, keine großen. Dieses System gewährleistet die Ruhe in der Gruppe. Biologisch betrachtet, dient die Rangordnung nicht dem Aufstieg ehrgeiziger Individuen, sondern dem Wohl der ganzen Gruppe. Jeder sollte zufrieden sein und ist es auch, bis auf die allerletzte Sprosse. Das Angenehme an dem System ist nämlich, daß fast jeder, und hat er noch so viele Chefs über sich, selbst auch Chef über andere ist. Sogar, wenn man selbst nur Nr. 95 ist, hat man in Hinblick auf Nr. 96, 97, 98, 99 und 100 immerhin eine Position erlangt. Diese Position ist es wert, behauptet zu werden. Deshalb hört sich Herr Meyer unterwürfig die Standpauke seines Chefs an. Es ist nicht nötig, daß ein Herrscher teilt, um zu herrschen; die Beherrschten teilen sich schon selbst.

Eine biologische Rangordnung widersetzt sich zwar schnellen Karrieren, doch dürften ohne diese Hierarchie Karrieren unmöglich sein. Daß die meisten Menschen und Tiere ohne zu murren ihren Platz in der Hierarchie akzeptieren und den ehrgeizigsten unter ihnen dadurch die Karriere ermöglichen, hat tiefe biologische Wurzeln. Die Grundlage für moderne Managementteams, Gehaltsstufen und Aufstiegschancen bildet noch immer das Sozialverhalten unserer Vorfahren, der Affen. Wer schnell aufsteigen möchte, nimmt Zuflucht zur Rangordnung einer anderen Tierart. Wollen Sie heute noch Chef werden, dann legen Sie sich einen Hund zu. Nach seiner Rangordnung stehen Sie oben. Bei einer Katze wird Ihnen das nie gelingen. Katzen richten sich nicht so nach Hierarchien. Nicht etwa, weil sie zu dumm wären, sondern weil sie nicht sozial genug sind.

Katzen machen keine Karriere, Menschen meist schon. Das einzige, was ein Mensch tun muß, um vorwärtszukommen, ist, älter zu werden. Die Kenntnisse, die man für die erste Stelle benötigt, sammelt man in seiner Jugend. Nach der ersten Stelle kommt die zweite. Und dank der kumulativen



Wirkung der fortschreitenden Zeit erwirbt ein Mensch nach und nach Besitz: ein Haus, einen Garten, einen Mann oder eine Frau, eine Schäferin auf dem Kaminsims und einen Schäferhund in der Hütte. Kurz: Es geht ihm immer besser, die Spitze scheint stets näher zu rücken, auch wenn sie seltsamerweise so gut wie nie sichtbar wird. Wie es an der Spitze ist, erfahren nämlich nur wenige, per definitionem.

Lebenstreppe,
ca. 1640.

In unserer Welt geht es um den Sprung an die Spitze, im Fernsehen dreht sich alles darum, Bücher und Zeitschriften sind voll davon. Die Frauen auf den Titelseiten sind jung und strahlen, im *Sportstudio* rennen junge Götter durchs Bild, sie jagen nach Medaillen, brechen Rekorde, stellen alten Ruhm in den Schatten. In den Städten erheben sich neue Häuser, in ländlichen Gebieten neue Städte. Alte Autos sieht man bei uns nicht mehr, sie fahren nur auf Kuba, alte Häuser sind bis auf die Fundamente restauriert, alte Menschen hat man an die Stadtränder zwischen Müllverbrennungs- und Kläranlagen verbannt. In der sichtbaren Welt ist alles neu.

Daß alles neu ist, ist ebenfalls neu. Früher gab es mehr Altes. Vor hundertfünfzig Jahren waren die meisten europäischen Städte noch von ihren mittelalterlichen Wallanla-

gen umgeben. Vor den Toren einer holländischen Festungsstadt wie Weesp durfte bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs nichts aus Stein errichtet werden, damit das Schußfeld frei blieb. Bis vor nicht allzu langer Zeit lebten junge Menschen mit alten in einem Haus zusammen, Häuser standen neben Ruinen. Alt und neu existierten nicht nur über-, sondern auch nebeneinander. Jahrhundertlang lebte man nicht auf einer Leiter, sondern auf einer Treppe.

In den zurückliegenden Jahrhunderten hing in den Wohnzimmern vieler einfacher Bürger eine Lebenstreppe. Gezeichnet, gedruckt, als Backmodell oder Stickerei erreichten die Menschen auf dieser Treppe die Spitze nicht am Ende ihres Lebens, sondern auf der Hälfte. Danach ging es nicht weiter nach oben, sondern wieder hinab, wie bei der Freitreppe eines Rathauses. Ist der Mensch noch frisch und kräftig, wenn er die Lebenstreppe erklimmt, so ist er alt, wenn er hinunterstolpert und schließlich stirbt. Die Kunsthistorikerin Korine Hazelzet berichtet, daß man meist dann eine Lebenstreppe geschenkt bekam, wenn man einen Meilenstein in seinem Leben erreicht hatte: zur Geburt, zur Hochzeit. Bis ins achtzehnte Jahrhundert war dieser Brauch den Reichen vorbehalten, die die Lebenstreppe in Silber oder Kristall gravieren ließen, später wurde das Thema dann durch Volksdrucke populär, wie man sie bis vor kurzem noch auf Märkten in Italien und Griechenland erstehen konnte.

Die Menschen des Mittelalters betrachteten das Leben noch nicht als Treppe oder als Leiter, sondern als Rad, so wie wir es jetzt noch als Glücksrad aus dem Fernsehen kennen. Anstelle eines alternden Quizmasters drehte im fünfzehnten Jahrhundert die blinde Fortuna das Rad. Nicht, um die Habgier der Menschen zu befriedigen, sondern um ebendiese an den Pranger zu stellen. Das Volk kannte diese Vorstellung in erster Linie aus dem damaligen Fernsehen, den Glasmalereien der Kirchenfenster, die während der Messe immer wieder den Blick anzogen. Viele Könige sieht man dort von ihrem Thron purzeln: zur Belehrung und Unterhaltung.

Stellt man sich das Leben als Kreis vor, dann folgt auf den Säugling das Kind, auf das Kind der Erwachsene, auf den Erwachsenen der Greis, aber auf den Greis wieder der Säugling. *Les extrêmes se touchent*. Zwischen alten Menschen und Kindern besteht seit jeher eine besondere Beziehung. Enkel verstehen sich in der Regel genauso gut mit Opa und Oma wie umgekehrt. Was der eine noch nicht so gut kann, kann der andere nicht mehr so gut. Krabbelt der eine, weil er noch

Knochen schon morsch sind. Kind und Greis sind beide im wörtlichen und im übertragenen Sinn der Erde näher, animalischer. Manchmal tragen beide Windeln, sie sind Schicksalsgenossen, die in die Ferne starren. Für einen frommen Gläubigen bedeutete ein Leben, das einen Kreislauf beschrieb, Ketzerei. Die Essenz des christlichen Lebens besteht gerade darin, daß es auf der Erde ein Ende, eine Erfüllung, findet, während das ewige Leben woanders anfängt. Die Lebensstreppe diente als Zeichen an der Wand, das in jeder Phase vor den Verführungen warnte, die Satan zielgruppenorientiert für jeden in petto hatte. Im sechzehnten Jahrhundert waren die Stufen der Treppen von Schürzenjägern, Zechbrüdern und Geizhalsen bevölkert. So kam man gewiß nie in den Himmel, das sah man auf den ersten Blick.

Das Reizvolle an der Lebensstreppe ist ihre absolute Symmetrie. Jedes Stückchen, das man höher gekommen ist, muß man auch wieder hinunter; dem Abstieg kommt genauso viel Aufmerksamkeit zu wie dem Aufstieg. Um diesen Eindruck zu erhalten, war man sogar bereit, der Wahrheit Gewalt anzutun. Um der Symmetrie und der runden Zahlen willen wurde das Leben auf hundert Jahre veranschlagt, so daß der Höhepunkt bei fünfzig lag. Für die meisten damaligen Menschen waren hundert Jahre noch weniger erreichbar als für uns, jedoch nicht unmöglich. Die erschreckend niedrige Lebenserwartung ging vor allem auf die Kindersterblichkeit zurück. Stirbt man heutzutage im Alter, starb man früher vor allem in der Jugend. Knapp ein Meter Länge war das gängigste Sargmaß. Hatte man die Kinderkrankheiten überstanden, konnte man durchaus, wie der niederländische Dichter Joost van den Vondel, gut neunzig Jahre alt werden. Aber wie bringt man es an den Mann, daß fünfzig die Krone des Lebens ist? Dies vermitteln uns die Symbole, mit denen die verschiedenen Lebensstufen verziert sind. Ein fünfzigjähriger Mann wurde mit einem Fuchs abgebildet, der Löwe war für den Vierzigjährigen reserviert. Offenbar sollte die größere Schläue des alten Fuchses den ersten Verlust körperlicher Kraft wettmachen. Der Höhepunkt eines Männerlebens war die Stufe, auf der sich Aufstieg und Niedergang die Waage hielten.

*10 Jahre ein Kind,
20 Jahre ein Jüngling,
30 Jahre ein Mann,
40 Jahre gut getan,
50 Jahre stillestehen,
60 Jahre niedergehen,*

*70 Jahre ein Greis,
80 Jahre nicht mehr so weis,
90 Jahre der Kinder Spott,
100 Jahre 's gnade Gott.*

Bis in unsere Zeit kann man das folgende kleine Gedicht in Poesiealben und als Wandspruch finden:

*10, das sind die Kinderjahre,
mit 20 geht es an das Sparen,
mit 30 beginnt das Eheleben,
mit 40 ist die Chance vergeben,
mit 50 kommen Zipperlein,
mit 60 setzt der Abstieg ein,
mit 70 führt dein Leben hinab,
mit 80 gehst du in dein Grab,
mit 90 kannst du auch noch leben,
100 seien von Gott gegeben.*

Uns erscheint eine Einteilung in Zehnergruppen selbstverständlich, für einen Menschen des Mittelalters war das keineswegs so. Er faßte alles mögliche in Siebenergruppen zusammen: die sieben Todsünden, die sieben guten Taten, die Sieben Freien Künste, die sieben Tage der Woche und die sieben Brote der wundersamen Brotvermehrung von Jesus Christus. Die Schicksalsräder des fünfzehnten Jahrhunderts zählten sieben Lebensphasen, die oft schon das Zubehör aufwiesen, das später auf der zehnstufigen Treppe wieder erscheint: eine Wiege für das Baby, ein Steckpferd für das Kind, ein Falke für den Heranwachsenden, eine Uniform für den Jüngling, Geld für den erwachsenen Mann, ein Stock für den Greis und ein Grab für den Sterbenden. Außer diesen Siebensachen gehörten zu den sieben Lebensphasen auch Himmelskörper, von denen es in der Antike ebenfalls sieben gab. Schon Ptolemäus lehrte, daß das Kind unter dem Einfluß des Mondes steht, der ebenfalls schnell seine Gestalt verändert. Bis zum vierzehnten Lebensjahr pflanzte einem Merkur die Saat des Wissens ein, woraufhin Venus dafür sorgte, daß man den Kopf verlor. Über Sonne, Mars und Jupiter gelangte man schließlich zu Saturn, der einen als Geizhals sterben ließ.

Wir erkennen in dieser Struktur keinerlei Logik, aber darum war es den Menschen früher nicht zu tun. Es ging ihnen nicht um einleuchtende Erklärungen, sie suchten Harmonie. Je mehr Harmonie sie fanden, desto übersichtlicher war für sie die Welt. Und zweifellos war die Welt harmonisch,



*Rad des Lebens.
Holzschnitt, ca.
1480.*

schließlich hatte der Schöpfer nicht gefuscht. Zusammenhänge waren deshalb nie zufällig. Konnte man das eine in Siebenergruppen einteilen und das andere auch, dann mußte das eine etwas mit dem anderen zu tun haben. Es war jedoch auch möglich, Zwölfergruppen zu bilden (Tierkreis, Monate, Apostel), oder aber Vierer.

Etwas in Gruppen von vier einzuteilen ist so übersichtlich, daß wir es noch immer tun. Wir unterteilen den Horizont

Die vier Körper-säfte der anti-ken Heilkunde: Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle.



noch immer in vier Himmelsrichtungen, den Tag in vier Teile und das Jahr in vier Jahreszeiten. Unser Leben übrigens auch. Nach dem Lenz des Lebens beginnt die Blüte, gefolgt vom Herbst und Winter des Daseins. Dies geschieht in Analogie zum Leben der Pflanzen, die oft in einem Jahr alle Stadien eines Menschenlebens durchlaufen, vom Samen zur Pflanze, zur Blüte, zum Tod. Die alten Griechen sind noch weiter gegangen. Für Pythagoras bestand die gesamte Materie aus vier Elementen (Wasser, Feuer, Luft, Erde) in vier Zuständen (heiß, kalt, naß, trocken), die laut der antiken Heilkunde von den vier Lebenssäften des Menschen repräsentiert wurden: Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle. Wenn sich diese vier im Gleichgewicht befanden, war der Mensch gesund. War das Gleichgewicht gestört, stellte der Arzt es durch einen Aderlaß wieder her. Natürlich spielte auch das Alter dabei eine Rolle. Kinder waren aufgrund ihrer Vollblütigkeit verspielt und nach Kummer schnell wieder fröhlich, später wurden sie durch ein Zuviel an gelber Galle böseartig und grollten jeweils lange. Daß Erwachsene faul, bequem und nachtragend waren, schrieb man ihrer Schwarzgalligkeit zu, und Alte wurden durch zuviel Schleim so dumpf, daß sie niemandem mehr vergaben. Einen Gegensatz zu diesem tristen Bild des Alters stellt die älteste Aufstellung der Lebensphasen in unserer Kultur dar, die vor 2600 Jahren entstand und Solon zugeschrieben wird. In der sechsten, siebten und achten seiner zehn siebenjährigen Lebensphasen ist ein Mensch seiner Meinung nach so vernünftig, daß er seine Zeit nicht mehr mit Geistlosigkeiten vertut und seine scharfsinnigen Erkenntnisse klar formulieren kann. Offenbar war früher wirklich alles besser, auch noch im hohen Alter.

Die Lebenstreppe sind aus unseren Wohnzimmern verschwunden, und damit ist uns die Hälfte unseres Lebens abhanden gekommen. Das Alter ist nicht mehr gut oder schlecht, es wird einfach ignoriert. Für alte Menschen ist kein Platz mehr. Sie kleiden sich wie junge Leute und reden ihnen nach dem Mund, sie lassen sich eine neue Hüfte einsetzen und gehen auf Kreuzfahrt. Von den zehn Stufen sind nur noch fünf übrig, die möglichst weit gestreckt werden, bis man urplötzlich von der höchsten herunterfällt. Selbst aus Biographien ist der Lebensabend zum großen Teil verschwunden. Ausführlich wird die Jugend berühmter Männer und Frauen erörtert, wie ein freudianisches Vorspiel zu einem großartigen, mitreißenden Leben. Was nach den Heldentaten geschah, wird genauso kurz abgehandelt, wie wir es aus Märchen kennen: Und sie lebten glücklich bis an ihr Ende.

Wo sind sie geblieben, die Mächtigen der Welt und die Sporthelden von früher? Gut, wir wissen, daß Churchill sich der Malerei zuwandte, daß Walesa sich wieder bei seiner alten Werft beworben hat und daß so manche Chansonette in einer zugigen Dachkammer dahinsiecht. Aber am liebsten ist es uns, wenn ein berühmtes Leben auf dem Höhepunkt sein Ende findet. Von wegen abtrainieren. John F. Kennedy, John Lennon und Prinzessin Diana kannten ihre Pflicht, was das betrifft. Für Diktatoren schickt es sich nicht, ins Rentenalter zu kommen. Adolf Hitler, Idi Amin, Napoleon und all die anderen Könige und Kaiser sind nicht bis zum Abstieg von der Lebenstreppe gekommen.

Genauso erging es ihren Imperien. Nichts währt so kurz wie ein tausendjähriges Reich. Früher konnte ein Weltreich noch langsam zerbröckeln und über die Jahrhunderte verkümmern. In unserer Zeit wird das eine Reich kurzerhand durch ein anderes ersetzt. Innerhalb von zehn Jahren wurden alle Erinnerungen an das tausendjährige Reich Adolf Hitlers ausgelöscht und vom christdemokratischen Wohlfahrtsstaat verdrängt. Der Kriegsgegner England herrschte damals noch über ein Imperium von mehr als 800 Millionen Menschen. Georg VI. war nicht nur Kaiser von Indien, sondern auch König von Australien, Kanada, Südafrika, Neuseeland und Neufundland. Heute besitzt die Queen nur noch einige abgelegene Felsspitzen und notleidende Inselgruppen, die von weniger als 170000 teetrinkenden Eingeborenen bewohnt werden. »Noch nie«, schrieb Simon Winchester bei der Übergabe Hongkongs, »nein, noch nie ist ein Weltreich so schnell und lautlos auseinandergefallen wie der britische Kolonialverband.« Die kommunistischen Regime waren noch nicht gestürzt, da wurden schon die Denkmäler von den Sockeln gestoßen, Hammer und Sichel aus arbeitslosen Händen gerissen und das gesamte Gedankengut verdächtig gemacht. Neue Ideologien lockten. Bessere Ideologien natürlich, denn neu ist besser, wenn es um Ideen geht. So abgenutzt, wie das NEU! in der Werbung ist, so lebendig ist es in unserem Weltbild. Aber das war nicht immer so.

Im sechzehnten Jahrhundert tummelten sich auf der Lebenstreppe noch lauter verwerfliche Gestalten, im siebzehnten Jahrhundert waren sie alle brav und gut geworden. Selbst der Hund, der die Verbitterung des alten Geizhalses geradezu verkörperte, hatte umgeschult. Jetzt bewachte er das Geld, das der rechtschaffene Alte mühsam zusammengespart hatte. Mittlerweile beurteilen wir gut und schlecht wieder ganz anders. Für uns ist der aufsteigende Teil gut, der absteigende



– soweit wir dem überhaupt ins Auge sehen mögen – schlecht. Am liebsten würden wir unser ganzes Leben lang jung bleiben, um dann, wenn der Tod wirklich unvermeidlich geworden ist, nahezu ohne Alter das Zeitliche zu segnen. Mit dem Tod selbst haben wir kein solches Problem. Er ist in den letzten Jahren so sehr Gesprächsthema geworden, daß einem die Ohren klingen. Dabei geht es vor allem um die Frage, wie man das Leben so schnell und schmerzlos wie möglich – also ohne richtiges Altern – in den Tod übergehen lassen kann. Zu diesem Zweck suchen Menschen selbst beim



Eine moderne Lebensleiter.

Unmöglichem Zuflucht: dem Selbstmord durch jemand anderen, Euthanasie. Vom Allianz-Lebensgefühl erfüllt, hoffen wir, nach dem herzlichen Abschied von unseren Hinterbliebenen mit Hilfe einer Euthanasiepille unter der Zunge sanft in die rosa ausgeschlagene Kiste zu wandern. Wir nehmen in Kauf, daß eine äußerst unangenehme Pubertät zwischen unsere Jugend und unser Erwachsenenendesein eingeschoben ist, aber das senile Stadium zwischen Erwachsenenleben und Tod akzeptieren wir nicht.

Tiere haben weniger Probleme mit dem Alter. Katzen zum Beispiel haben genau wie wir auch nur ein Leben, aber sie haben es geschickter eingeteilt. Ihre Lebenstreppe ist von Natur aus ein breites Plateau mit einer kleinen Stufe links und einer Greisenstufe rechts, die wieder nach unten führt. Wir erkennen junge Katzen als jung – wie süß! – und alte Kater als alt – rührend! –, aber in all den Jahren dazwischen kann ein Laie nur schwer ausmachen, wie alt Mieze ist: zwei? sechs? zehn? Mehr als vier Fünftel ihres Lebens ist eine Katze im Vollbesitz ihrer Lebenskraft. Verglichen damit ist unser produktives Dasein kurz. Wenn man mit zwanzig aus der Schule kommt und mit sechzig aufhört zu arbeiten, bleibt noch die Hälfte übrig. Und von dieser Zeit verbringt man noch ein Drittel schlafend. Eine Katze verschläft allerdings gut zwei Drittel ihres Lebens.

16 Weil sie soviel döst, macht eine Katze nicht den erwachse-

nen Eindruck, den man von einem fast lebenslang erwachsenen Tier erwarten würde. Außerdem verhalten sich Katzen uns gegenüber bis ins hohe Alter wie Katzenjunge. Immer sind sie bereit, einen baumelnden Bindfaden oder einen Wollknäuel für eine Maus zu halten. Die Verspieltheit, die ein Kätzchen braucht, um jagen zu lernen, bleibt ihm das ganze Leben erhalten. Ganz anders ist es bei unseren eigenen Kindern. Die werden groß, und dann hat man nichts mehr von ihnen. Wenn man gern ein Kind möchte, hat man, bevor man sich's versieht, einen Erwachsenen am Hals. Mit einer Katze hat man immer ein Kind. Gerade weil ihre Lebensstreppe so anders ist als unsere, eignen sich Katzen so gut für das Zusammenleben mit dem Menschen.

Wildlebende Katzen brauchen noch weniger lang alt zu sein. Straßenkatzen werden durchschnittlich zwei Jahre alt, Wildkatzen, zum Beispiel Tiger, sind dem Tode geweiht, sobald sie nicht mehr mit ihrer Beute mithalten können oder ihren Sprung schlecht berechnen. Einige alte Tiger verlegen sich dann auf die einfachste Beute, den Menschen. Um richtig alte Tiger sehen zu können, muß man allerdings in den Zoo gehen.

Es heißt, man müsse das Alter einer Katze oder eines Hundes mit sieben multiplizieren, um es auf Menschenalter umzurechnen. Das ist nicht richtig. Durch die völlig andere Form ihrer Lebensstreppe altern Hunde oder Katzen im ersten Lebensjahr um mindestens vierzehn Menschenjahre. Bei anderen Tieren ist die Lebensstreppe noch stärker verzerrt. Vögel zum Beispiel scheinen überhaupt nicht älter zu werden. Solange sie nicht im Sterben liegen, ist kaum zu erkennen, wie alt sie sind. Daß der Zahn der Zeit dennoch an ihnen nagt, zeigt sich vor allem am Fortpflanzungserfolg. Mit zunehmendem Alter legen sie weniger Eier, und ein Ei hat geringere Chancen, zu einem neuen Vogel heranzuwachsen. Nach etwa fünf Jahren legt ein Kohlmeisenweibchen weniger Eier, und das Männchen kann in diesem Alter sein Revier nicht mehr so gut behaupten – also läßt ein Pärchen ab und zu einfach ein Jahr Brüten aus.

Während Kohlmeisen eine herrliche Jugend haben – das warme Nest, die nicht zu verachtenden Leckereien, mit denen Papa und Mama ihre Lieblinge verwöhnen –, können viele Enten und Hühner ihre Jugend kaum genießen. Bei ihnen ist harte Kinderarbeit an der Tagesordnung. Sind sie aus dem Ei geschlüpft, müssen die Küken selbst laufen oder schwimmen und für ihre Nahrung sorgen. Die kürzeste Jugend allerdings hat die Milbe *Adactylidium*. Sie wird als Waise

geboren. Nachdem die Jungen im Körper der Mutter aus dem Ei gekrochen sind, fressen sie sich einen Weg nach draußen. Den Jungen bleibt auf diese Weise wenig Zeit zum Jungsein, und ihre Mutter braucht sich nicht vor dem Alter zu fürchten.

In freier Wildbahn ist eine Lebenstreppe oft drastisch verkürzt. Während Menschen heutzutage sterben, wenn sie alt sind, sterben Tiere in der Regel jung. Wie früher bei den Menschen, sinkt das durchschnittliche Lebensalter einer Tierart dadurch, daß die Jungen kurz nach der Geburt sterben. Je jünger sie sind, desto eher sterben sie. Überall lauern Gefahren. Kaulquappen und Guppys riskieren sogar, direkt nach der Geburt von der eigenen Mutter aufgefressen zu werden.



In freier Wildbahn ist die Lebenstreppe manchmal drastisch verkürzt.

Und Fernsehbilder von neugeborenen Suppenschildkröten auf dem Weg zum Meer sind geradezu ergreifend. Gerade dem Ei entschlüpft und noch erschöpft von dem Kampf mit der zähen Schale, sprinten die Kleinen, so schnell ihre kurzen Beine sie tragen, über einen Strand voller Suppenschildkrötenfresser. Für die Schlangen, Raubmöwen und Warane ist dieser umgekehrte D-Day ein jährlich wiederkehrendes Fest. Gierig schlagen sie ihre Zähne und Klauen in die noch weichen Panzer. Zappelnd verschwinden Babys in Schnäbeln und Mäulern, manch eines kriecht auf drei Beinen weiter, mehr als die Hälfte erreicht nie das Wasser und schon gar nicht die Suppe. Aber auch die Sieger in diesem einmaligen Wettlauf sind noch nicht in Sicherheit; im Meer überlebt kaum eine von zehn Schildkröten die erste Woche. Die Szene gleicht dem Jüngsten Gericht. Man muß schon ein sehr schlechter Kameramann sein, wenn man hieraus kein Epos erschafft.

Verglichen mit einer Eichel oder Kastanie haben es Schildkröten noch gut. Einerseits ist es natürlich ein Wunder, daß aus einer kleinen Frucht ein ganzer Baum wachsen kann, andererseits sind für jede Eiche in einem Wald Zehntausende von Eicheln umsonst produziert worden. Sie liegen auf dem Boden und verrotten – eine hinausgeworfene Investition. Wenn eine Fabrik so verschwenderisch zu Werke ginge und pro zehntausend Autos neuntausendneunhundertneunundneunzig wegwerfen würde, wäre sie schnell pleite. Ist ein Baum allerdings erst einmal groß geworden, hat er eine wesentlich längere Lebensdauer als ein Auto. Selbst verglichen

mit einem Menschen hat eine Eiche fast das ewige Leben. Während ihres langen Daseins kann sie mehr Eicheln hervorbringen, als Mutter Natur verschenden kann. Wirklich ewig lebt sie jedoch nicht. Mit der Zeit bilden sich immer weniger Eicheln, und die Qualität nimmt ab. Obstzüchter kennen dieses Phänomen von ihren Apfel- und Birnbäumen. Nach einigen Jahren geht der Ertrag stark zurück. Bei modernen Züchtungen werden die Bäume bereits nach wenigen Jahren, lange bevor sie richtige Bäume sind, durch neue ersetzt. So weit bringen es einjährige Pflanzen erst gar nicht. Sie halten sich zur großen Freude der Gartencenter nur eine einzige Saison. Sie keimen, wachsen, entwickeln einmal Samen und sterben. Fällt der Same nicht auf fruchtbaren Boden, muß man im nächsten Jahr wieder eine neue Pflanze kaufen. Eine ganze Pflanze mit Staubfäden und allem, was dazugehört, wird produziert und nach einmaligem Gebrauch wegwerfen – die Verschwendung von Natur nimmt kein Ende. Wir Menschen gehen sogar noch einen Schritt weiter. Wir züchten Pflanzen, die nur noch keimen und wachsen dürfen. Bevor sie Samen entwickeln, werden sie abgeschnitten. Für die Vase. Das einzige, was die Blumen dort noch machen können, ist sterben. Einige machen das sehr gut. Dafür werden sie auch bezahlt, die Schnittblumen, es ist ihr Beruf. Wir Menschen schauen uns das Sterben gerne an. Wir binden große Sträuße und verschenken sie, damit auch andere die terminale Phase genießen können. Viele Blumensträuße wandern ins Krankenhaus. Jedem Patienten tut es gut zu sehen, daß die Blumen noch eher sterben als er selbst.

Einjährige Pflanzen sind faul. Sie scheuen jegliche Anstrengung, den Winter oder eine Trockenzeit zu überstehen. Je mehr an einer Pflanze dran ist, desto mehr kann Schaden nehmen. Bäume lassen ihre Blätter fallen, bevor es Winter wird, Unkraut zieht sich in seine Wurzeln zurück. Einjährige Pflanzen sind noch rigoroser: Sie gehen ganz ein. Ihren Fortbestand überlassen sie den Samen. Die sind klein genug, um dem Winter durch die Maschen zu schlüpfen. Und es gibt viel mehr Samen, als jemals Pflanzen existieren werden. Auch etliche Insekten haben den Vorteil dieser Methode erkannt. Eine Reise in warme Länder ist ihnen zu weit, ein Winterschlaf im Komposthaufen zu gefährlich. Warum sollten sie auch überwintern? Ihr kleiner Körper ist doch nur für ein paar Wochen oder Monate gebaut. Vor dem Winter legen sie Eier, die Kälte und Trockenheit gut vertragen. Ein Weiterleben nach dem Eierlegen hat für ein so zierliches Tier wie einen Schmetterling keinen Sinn. Seidenspinner und Mond-

vögel können wegen fehlender Mundwerkzeuge nicht einmal mehr fressen. Aber das macht nichts, denn dafür sind Schmetterlinge nicht da. Das überlassen sie den Raupen.

Organismen, die sich in ihrem Leben nur einmal fortpflanzen, sind Einmalgebärende. Ganz im Gegensatz zum Menschen, der, wie Kaninchen, mehrfach gebärt. Es ist nicht nötig, daß man nur kurz lebt, um einmalgebärend zu sein. Unabhängig von seinem Alter zieht ein Lachs oder Aal nur einmal im Leben zu seinem Laichplatz, um nach dem Ablegen der Eier erschöpft zu sterben. Dies liegt nicht nur an der langen Reise durchs Meer und flußaufwärts, so anstrengend sie auch sein mag. Schon an der Mündung des Flusses ist ein Lachs nicht mehr er selbst. Den Männchen wachsen ein Haken am Maul und ein Buckel. Nachdem sie ihren Samen ausgestoßen haben, sind sie von Schimmel bedeckt, der sie aufzufressen beginnt, während im Innern ein Organ nach dem anderen streikt. Zweifellos sind hier Hormone mit im Spiel. Dasselbe Hormonsystem, das bewirkt, daß die Tiere sich fortpflanzen, verursacht ihren Tod. Sex und Tod sind enge Verbündete. Die Siebzehnjahrszikade lebt siebzehn Jahre keusch unter der Erde, bevor sie sich entpuppt, um in einer einzigen Nacht all den Sex nachzuholen, für den sie auf die Welt gekommen ist. Ein ganz schön langer Anlauf für einen kurzen Sprung, aber er trägt Früchte. Siebzehn ist schließlich eine Primzahl. Sie ist durch keine andere Zahl teilbar. Ein Raubtier, das es auf diese Zikaden abgesehen hat, müßte selbst mindestens einen siebzehnjährigen Zyklus haben, damit es von dieser intensiven Hochzeitsnacht profitieren kann. Tiere, die Sechzehnjahrszikaden fressen, haben alle zwei, vier, acht oder sechzehn Jahre deshalb zwar keine Sicherheit, aber immerhin eine Chance aufs Schlaraffenland. Deshalb gibt es keine Sechzehnjahrszikaden. Wer zu vorhersagbaren Zeitpunkten als Beute verfügbar wird, muß am Überlebenskampf häufiger und in größerer Zahl teilnehmen. Wie zum Beispiel die Eintagsfliegen, nach denen man die Uhr stellen und das Thermometer eichen kann. Wenn sie in gewohnter Regelmäßigkeit bei der richtigen Temperatur am richtigen Tag und zur richtigen Zeit zu riesigen Paarungsflügen aufsteigen und erschöpft wieder herabregnen, wimmelt es in Teichen und Seen von Fischen, die es sich gutgehen lassen. Manche Fische haben ihre eigene Paarungszeit hierauf abgestimmt. So kommt es, daß eine Eintagsfliege nicht einmal ihren einen Tag ganz erlebt. Ein ideales Symbol für Flüchtigkeit, sollte man meinen. Das stimmt aber keineswegs. Ungeachtet ihres Namens leben Eintagsfliegen nicht einen einzigen, sondern

hundert oder tausend Tage. Nur verbringen sie neunundneunzig oder neunhundertneunundneunzig davon im Wasser. Genau wie bei der Siebzehnjahrszikade besteht ihre Lebensstrecke aus einer schmalen hohen Stufe mit einem sehr langen flachen Aufgang davor. Mitleid ist hier nicht angebracht. Ein Tier mit einem so langen Larvenstadium ist immerhin im Besitz des Schlüssels zum begehrtesten aller Geheimnisse. Eine Eintagsfliege hat die ewige Jugend. Bis hin zu dem einen Unglückstag.

Es ist günstig, ein Larvenstadium zu haben. Ein junges Tier hat im Leben andere Aufgaben als seine Eltern und sollte deshalb auch anders konstruiert sein. Junge Tiere müssen in erster Linie wachsen, alte Tiere müssen in erster Linie junge Tiere machen. Eine Raupe ist nichts anderes als eine Freßmaschine, die hauptsächlich aus Kiefern und Darm besteht. Sie nagt ganze Wälder kahl. Flügel braucht sie dazu nicht, ein Penis oder eine Vagina wären nur im Weg. Schmetterlinge dagegen sind Geschlechtsorgane mit Flügeln. Elegant und leichtfüßig verbreiten sie die Art. Zum Antrieb ihrer Flug- und Fortpflanzungsmaschine nutzen sie die Vorräte aus ihrem vorigen Dasein als Raupe, oder sie schlecken hier und da affektiert etwas Nektar. Bei Seepocken sind die Rollen genau umgekehrt verteilt. Weil sie als erwachsene Tiere in einer kleinen Burg aus Kalk am Fels festsitzen, benutzen sie ihre Larven zur Verbreitung. Diese lassen sich mit den Meeresströmungen treiben, bis sie weit weg von zu Hause einen geeigneten Platz gefunden haben, an dem sie sich niederlassen. Für die Fortpflanzung verfügen sie über einen Penis, der um ein Vielfaches länger ist als ihr Körper. So können sie trotz ihrer Immobilität immer bei einer Nachbarin eindringen. Zur Sicherheit sind Seepocken übrigens Männchen und Weibchen zugleich.

Die bekannteste Tierart mit einem Larvenstadium ist der Mensch. Obwohl man einer jungen Mutter keine Freude macht, wenn man ihr Baby eine Larve nennt, weist ein neugeborener kleiner Mensch doch sämtliche Larvenmerkmale auf. Babys können fast nichts. Sie müssen mit einem Löffel gefüttert werden. Sie können nicht laufen, nicht stehen, nicht einmal sitzen. Der Kopf wackelt ein bißchen, aber ansonsten ähnelt ein Baby am ehesten einem Patienten mit Querschnittlähmung. Die Muskeln weiter unten funktionieren ausgesprochen willkürlich, vor allem die des Anus. Die krummen Beine deuten auf Rachitis, und mit dem Sprechen hapert es gewaltig. Rehabilitationsmaßnahmen sind nicht angezeigt, in welchen Zustand wollte man die Ärmsten auch

rehabilitieren? Babys müssen in Kinderwagen herumgeschoben werden. Mißglückter kann ein Mensch nicht sein. Eine objektive Mutter wird ihren Pfusch tief in der Wiege verstecken, den Besuch am Wochenbett telefonisch abbestellen und dem Geburtshelfer einen Prozeß an den Hals hängen. Aber Mütter sind nicht objektiv. Freudig verkünden sie das Ereignis, und die Besucher lassen sich nichts anmerken. Ob es ein Junge oder ein Mädchen ist, fragen sie, um abzulenken. Dumme Frage. Was da liegt, ist keines von beiden. Von all dem, was einen Jungen von einem Mädchen unterscheidet – Cowboy spielen, Schwestern verhauen, ausprobieren, wer am weitesten pinkeln kann –, hat das Würmchen nicht die geringste Ahnung. Mit Ausnahme eines einzigen Details, nämlich der Art und Weise, wie die Windeln naß werden, besteht zwischen Männchen und Weibchen in diesem Stadium noch kein Unterschied. Was der Besuch eigentlich wissen will, ist, was aus dem Wurm später werden soll, nicht, was es jetzt ist. Die Zukunft eines Babys ist das einzig Interessante an ihm.

Wer zum ersten Mal ein neugeborenes Baby betrachtet, beginnt ernsthaft am *survival of the fittest* zu zweifeln. Wenn diese zahnlose Made, dieser sabbernde Kokon, dieser bleiche Engerling zu den *fittest* gehört, wozu haben dann all die anderen Tiere Zähne und Klauen und Gift und Stacheln? Und wenn das Neugeborene nicht zu den *fittest* gehört, warum *survivet* es dann? Aus einem einzigen Grund: Weil es, so nackt und bleich, wie es ist, alles kann, was ein Baby können muß. Ein Baby kann genausowenig selbst für seine Milch sorgen wie eine Katze für ihr Kitekat, aber das macht nichts, solange es uns dazu bringt, ihm das Essen zu servieren. Ein Baby versteht es besser, die Aufmerksamkeit seiner Mutter auf sich zu lenken als sein Vater die eines Obers im Restaurant. Reagiert sie unerwarteterweise nicht auf seinen herzerweichenden Augenaufschlag oder seine ausgestreckten Patschhändchen, dann fängt es einfach an, ganz fürchterlich laut zu brüllen. Jetzt rächt sich, daß der Mensch ursprünglich ein Bewohner weiter Ebenen war. Für eine Dreizimmerwohnung ist das Geschrei doch etwas laut. Aber es funktioniert. Schon kommen Papa und Mama herbeigeeilt, um das Würmchen vollzustopfen. Denn ums Essen geht es auch bei der Larve des Menschen, die infolgedessen ordentlich wächst. Händchen werden Hände, Beinchen Beine, Muskeln begreifen, was sie zu tun haben. Aus der Larve wird allmählich wahrhaftig ein Mensch. Ist das nun gut für das Baby? Natürlich nicht. Vom Wachsen wird man ein besserer Mensch, aber ein schlechte-